

Sonntagsblatt des Staats-Anzeiger und Frelold.

Grand Island, Rebr., Donnerstag, den 16. September 1915

Ein New Yorker Garun al Kaskid.

Von O. Deen.

Carson Chalmers befand sich in seinen luxuriösen Räumen in der Nähe von Madison Square, als ihm sein Diener Phillips die Post des Abends brachte. Auf der gewöhnlichen Korrespondenz, die er rasch durchsah, befanden sich zwei ausländische Briefe darunter, die den gleichen Poststempel trugen.

In dem einen war die Photographie seiner Frau, die sich auf Reisen befand. Er warf einen kurzen Blick auf die ihm so teuren Züge und begann dann die Lektüre des zweiten, eines unendlich langen Briefes, augenscheinlich ganz gefesselt von dem Inhalt des Schreibens. Dieser Brief war auch von Frauenhand und er enthielt giftige Witze, in süßen Honig getaucht, voll von boshaften Andeutungen über die Photographie. Chalmers geriet den Brief in tausend Stücke und begann in wilder Hast auf und ab zu gehen, wie ein Schungeltiger, der zum ersten Male in einem Käfig eingesperrt ist, oder wie ein Mann, der in seinen vier Wänden wütet, weil er Anlauf hat, an seinem Zerkleinerer zu zerfallen.

Nach und nach überwand er seine Ruhelosigkeit. Phillips war mit einem Male da. Er trat niemals ein, er erschien auf der Bildfläche, wie ein richtiger Deus ex machina.

„Wünschen Sie hier oder auswärts zu speisen?“ fragte er.

„Hier“, erwiderte Chalmers, „und in einer halben Stunde.“ Er lautete in trüber Stimmung auf den Inauren, der posonnenartig durch die Straßen blies.

„Galt mal“, rief er dem Diener zu, der sich aus dem Staube machen wollte, „als ich nach Hause ging, sah ich auf dem Platz eine Anzahl Leute in Ketten aufgestellt. Einer hielt von einem erhöhten Standpunkt herab eine Rede. Weshalb haben sich die Leute dort in Ketten aufgestellt und was haben sie vor?“

„Leute, die kein Heim haben, Obdachlose, Herr“, sagte Phillips. „Der Mann, der auf der Kiste steht, will ihnen ein freies Nachtlager schaffen. Gutberge Leute, die seinen Appell anhehren, geben ihm Geld. Dann tendet er, entsprechend den erhaltenen Gaben, Mann um Mann nach dem Nachtschlaf. Deshalb haben sie sich in Ketten aufgestellt; sie erhalten ihre Betten angewiesen, der Reihe nach, wie sie antreten.“

„Sör mal“, sagte Chalmers, „so bald mein Diner serviert ist, laß einen der Männer heraufkommen. Er soll mit mir speisen.“

„Welchen?“ begann Phillips zum ersten Male, seit er in Dienste stand, seine Worte stammelnd.

„Wähl dir irgend einen aus Geraten“, sagte Chalmers. „Sieh zu, daß er möglichst nüchtern ist — und einen gewissen Grad von Keiligkeit aufweist. Das ist alles.“

Es war recht ungewöhnlich für Chalmers, den Kalifen zu spielen. Allein an diesem Abend empfand er die Wirkungsfähigkeit der gewöhnlichen Heilmittel gegen seine Melancholie. Er wollte etwas Kuherorendliches, etwas im Stile Arabisches haben, um seine Willen zu vertreiben.

„Nach einer halben Stunde war Phillips mit dem Herrichten der Lampen fertig. Die Kellner von dem Restaurant drunten brachten das schmackhafte Diner. Der Speisefisch mit zwei Gedecken brachte förmlich im Glanze der Kerzen, die von rosafarbenen Schirmen verhüllt waren.“

„Und nun führte Phillips mit einer bezeichnenden Handbewegung — als ob er einen Kardinal oder einen Einkäufer begleitete — den vor Kälte zitternden Gast ein, den er aus hatte.“

den Nachtschlafkandidaten herausgeholt Man pflegt solche Menschen Wads zu nennen. Der Eintretende war das Wrad eines durch Feuer haotierten Schiffes. Es schien, als ob noch ein letztes Aufklappen dieses Feuerlocher-Schiffes erglänzen machte. Gesicht und Hände waren erst kürzlich gewaschen — ein Tribut an die Konvention, auf der Phillips befanden hatte. Da landete nun das arme Wrad in dem mittelbelegten Saale, ein wahrer Keks in diesem Wilde harmonischer Ausstattung. Eine krankhafte Blässe lag über sein Gesicht, das von einem rüchlichen Stoppelpart umrahmt war, der fast bis zu den Augen reichte. Phillips kam schreiter an dem Versuch, das hellbraune Haar in Ordnung zu bringen, das in wirren Strähnen herabfiel und sich mit der Zeit den Konturen eines gründlich abgetragenen Hutels angepaßt hatte. Seine Augen zeigten den Ausdruck trogiger Hoffnungslosigkeit, wie die eines Hundes, der von seinen Qualgeißten in die

Enge getrieben wird. Sein Kopf war bis an den Hals zugetropft und ließ bloß einen Viertelzoll breit einen Stragen sehen, der einmal weiß gewesen war. Er war übrigens nicht im geringsten verlegen, als sich Chalmers erhob und auf ihn zutrat.

„Sie werden mich verpflichten“, sagte Chalmers zum Fremdling geendet, „wenn Sie als Gast an meinem Mahl teilnehmen.“

„Mein Name ist Plumer“, sagte der Mann von der Straße etwas barsch, „wenn es Ihnen so geht, wie mir, dann werden Sie den Namen Ihres Tischgenossen erfahren wollen.“

„Ich war eben im Begriffe, mich vorzustellen“, fuhr Chalmers rasch dazwischen, „wollen Sie die Güte haben, mir gegenüber Platz zu nehmen.“

Plumer neigte sich etwas vornüber, um dem Diener Gelegenheit zu geben, ihm einen Stuhl unterzubringen. Es hatte den Anschein, als ob ihm das Gedientwerden durch besessene, gollante Lakaien nichts Neues wäre. Phillips stellte die Anchovis und die Linsen auf den Tisch.

„Gut“, brummte Plumer, „ich sehe, daß es sich um ein Diner mit Gängen handelt, nicht wahr? Mir eben recht, mein erhabener Herrscher von Bagdad, du bist der erste Kalif mit einem echt orientalischen Aroma, der mir seit dem ersten Frost begegnete. Welch ein Glück! Und ich war der Dreiviertelzigste in Reih und Glied.“

„Die Situation scheint dir nicht neu zu sein“, bemerkte Chalmers lächelnd.

„Bei dem Barte des Propheten — mein —“, antwortete der Gast, „New York ist so voll von wohlfeilen Garun al Kaskids wie Bagdad von Fischen. Tranzigmal hat man mit meine Lebensgeschichte mit vorgehaltener Maßigkeit abgefordert. Haben Sie schon jemand in New York gefunden, der etwas für nichts gibt? Neugierde ist das Motiv ihres Wohlwuns. Viele von ihnen werden dich mit einer Münze oder mit einer belegten Semmel bestechen wollen; andere spielen den Kalifen zur Melodie eines Kofstratens; allein die einen wie die anderen lassen dich nicht los, bis sie deine Autobiographie haben mit Vorrede, Fußnoten und unverfälschten Nachtragsfragmenten. Nein, ich bin kein Neuling im Geschäft, ich weiß, was ich zu tun habe, wenn mir in Uttagab an der New Yorker Subway ein Wahl vorgelegt wird. Ich mache auch dir meinen Kotau und ich bin bereit, dir für das Diner das Geschichtchen zu erzählen.“

„In meinem Fall befinden Sie sich im Irrtum, ich will Ihre Geschichte nicht hören“, sagte Chalmers, „ich will Ihnen nicht verhehlen, daß es eine plöbliche Laune von mir war, die mich veranlaßt, irgend einen Unbekannten von der Straße zu holen, um mein Diner mit mir zu teilen. Ich versichere Ihnen, Sie werden unter meiner Neugierde nicht zu leiden haben.“

„Ach, Unfinn“, rief der Gast aus und machte sich enthusiastisch an seine Suppe. „Ich habe nichts dagegen einzuwenden. Ich bin eine reguläre orientalische Märchensammlung in rotem Umhang mit aufgeschrittenen Blättern, wenn ein Kalif, wie Sie, seinen nächtlichen Rundgang macht. Um aufrichtig zu sein, wir Kerls von der „Beitbrigade“ haben eine Art Loxe für solche Fälle. Immer gibt es Leute, die einen anhalten und wissen wollen, was einen auf der sozialen Stufenleiter so tief heruntergebracht hat. Für ein belegtes Butterbrot und ein Glas Bier erzähle ich die Geschichte, daß mich der Sufi so weit gebracht hat. Für Fleisch, Gemüse und eine Tasse Kaffee erzähle ich die Geschichte von dem hartherzigen Hausbesitzer, sechs Monate im Hospital, Stelle verloren und so fort. Ein Stück Braten und ein Viertel-dollar für eine Unterkunft zur Nacht laden die Erzählung heraus von dem Vermögen, das an der Börse verschlungen wurde, und wie der arme Kerl kufenweise tiefer und tiefer sank. Dies ist das erste Mal, daß mir ein solch splendides Mahl vorgesetzt wird. Ich habe keine Geschichte auf Lager, die dazu paßt. Wissen Sie was, Mr. Chalmers, ich will Ihnen dafür die Wahrheit erzählen, wenn Sie sie hören wollen. Sie

wird Ihnen weniger glaubhaft erscheinen, als manches kunstvoll erdachte Märchen.“

Eine Stunde später lehnte sich unser arabischer Gast mit einem Seufzer der Befriedigung in seinen Stuhl zurück, während Phillips die Zigarren und den Kaffee brachte und den Tisch abräumte.

„Haben Sie jemals von Sherrard Plumer gehört?“ fragte er mit einem fremdartigen Lächeln.

„Ich erinnere mich des Namens“, sagte Chalmers, „er war ein Maler, glaube ich, der vor einigen Jahren ein hervorragendes Ansehen genoss.“

„Vor fünf Jahren“, sagte der Gast. „Dann ging ich auf den Grund, wie Blei im Wasser. Ich bin Sherrard Plumer. Das letzte Bild, das ich malte, verkaufte ich für 2000 Dollar. Nach diesem konnte ich für ein Gratispotrat keinen Abnehmer finden.“

„Was war der Grund?“ mußte Chalmers fragen.

„Ein drohtiger Grund“, versetzte Plumer bitter. „Ich selber konnte es niemals recht begreifen. Eine Zeitung schwaum ich wie ein Kork oben auf. Ich fand Eingang in die gute Gesellschaft und Aufträge in Massen. Die Zeitungen nannten mich den Redemaler. Dann begann es mit den drohtigen Dingen. So oft ich ein Portrat berandelt hatte, pflegten die Leute, die es besichtigten, zu flüstern und einander merkwürdig anzusehen.“

„Ich fand nur zu bald heraus, was es mit meinen Bildern auf sich hatte. Ich hatte die Eigenart, in dem Gesicht auf meinen Portrats den verborgenen Charakter des Originals herauszubringen. Ich weiß nicht, wie ich dies tat — ich malte doch nur was ich sah — allein ich weiß, daß es mein Ende war. Einige meiner Besteller wurden ganz wütend und weigerten sich, die Bilder anzunehmen. Ich malte das Portrat einer sehr schönen und populären Dame aus der besten Gesellschaft. Als ich es fertig hatte, sah es ihr Gatte mit einem ganz besonderen Gesichtsausdruck an, und eine Woche darauf reichte er die Scheidungsgläser ein.“

„Ich erinnere mich des Falles eines angesehenen Bankiers, der mir sah. Als ich sein Portrat in meinem Atelier aufgestellt hatte, kam einer seiner Bekannten, das das Bild anzusehen. „Mein Gott“, rief er aus, „sieht er wirklich so aus!“ Ich sagte ihm, daß das Portrat für sehr ähnlich gehalten werde. „Ich habe diesen Ausdruck um seine Augen noch nie vorher bemerkt“, sagte er, „ich denke, ich gehe mal hin und ziehe mein Bankkonto zurück.“ Er ging auch hin, allein der Bankie war fort und mit ihm auch das Konto.“

Es dauerte nicht lange, und ich sah mich ohne alle Aufträge. Die Leute wollen nicht, daß ihre geheimen, gemeinen Gesinnungen sich im Bilde offenbaren. Sie können lächeln und ihr Gesicht zu einer Frage verziehen und sie lächeln; allein das Bild kann es nicht. Aus war's mit meiner Portratkunst und ich mußte sie aufgeben. Ich arbeitete eine Zeitlang für eine Zeitung und dann für einen Lithographen, allein meine Arbeit hatte überall den gleichen verhängnisvollen Effekt. Wenn ich nach einer Photographie zeichnete, wies meine Zeichnung charakteristische Ausdrucksnuancen auf, die man in der Photographie nicht finden konnte, die aber freilich im Original vorhanden waren. Die Kunden beschwerten sich lebhaft, besonders die Frauen, und ich konnte nirgend lange meinen Platz behalten. So begann ich denn mein müdes Haupt an die Brust des alten Bachus zu lehnen. Und gar bald fand ich in der „Beitbrigade“ und erzählte Lebensmärchen für wahrhafte Spenden. Langweilt dich, meine wahrheitsgetreue Geschichte, Kalif? Ich kann, wenn du's vorzieht, das Wall Street-Unglücksregister aufziehen, allein das bedarf der nötigen Tränenbegleitung, und ich fürchte, daß sie mir noch dem guten Diner nicht so leicht zu Gebote stehen wird.“

„Nein, nein“, sagte Chalmers ernst. „Sie interessiert mich sehr. Haben alle Ihre Portrats irgend einen unangenehmen Zug aufgewiesen oder gab es Leute, die der Prüfung Ihres merkwürdigen Pinsels still blieben?“

„Einige, ja“, sagte Plumer, „zum Beispiel Kinder, auch ziemlich viel Frauen und eine kleine Anzahl Männer. Alle Menschen sind nicht schlecht, wie Sie wissen. Wenn sie nichts auf dem Gewissen hatten, waren auch die Bilder recht. Wie gesagt, ich kann's nicht erklären, ich kann Ihnen nur die Tatsachen berichten.“

Auf Chalmers' Schreibtisch lag die Photographie, die er am Morgen mit der Auslandspost erhalten hatte.

Er ließ Plumer eine Skizze danach machen. Nachdem dieser fertig war, erhob er sich und streckte die Glieder.

„Es ist fertig“, sagte er gähmend, „entschuldigen Sie mich, da ich Sie so lange aufhielt. Ich fand Interesse an der Arbeit. Himmel, bin ich aber müde. Hatte kein Bett letzte Nacht, müssen Sie wissen. Ich denke, ich muß jetzt gute Nacht sagen, Beherrscher der Gläubigen.“

Chalmers begleitete ihn bis zur Tür und steckte ihm einige Banknoten zu.

„Oh, ich nehme sie gerne. Das gehört alles mit zu meiner gegenwärtigen Lage. Dante. Und auch für das sehr gute Diner. Ich hoffe, daß es sich nicht als Traum herausstellt, wenn ich erwache. Lebe wohl, mein trefflicher Kalif.“

Wiederum schritt Chalmers auf dem Teppich rastlos auf und ab, allein so weit als möglich von dem Tische, auf dem die Pastellstizze lag. Zuerst, dreimal wollte er sich ihr nähern, unterließ es aber. Er konnte den Glanz der Farben wahrnehmen, allein seine Angst hielt ihn in einer gewissen Distanz. Er setzte sich wieder und versuchte sich zu beruhigen. Plötzlich sprang er auf und lautete Phillips.

„Hier im Hause wohnt ein junger Künstler“, sagte er, „ein Mr. Heinemann. Weicht du sein Zimmer?“

„Oberster Stock, vorn hinaus“, sagte Phillips.

„Geh hin und ersuche ihn, mich einige Minuten mit seiner Gegenwart zu beehren.“

Heinemann kam sofort. Chalmers stellte sich selber vor.

„Herr Heinemann“, sagte er, „da auf dem Tische liegt eine kleine Pastellstizze. Es würde mich freuen, wenn Sie mir Ihre Ansicht über den künstlerischen und Portratwert derselben mitteilen.“

„Gib mir ein Ring dabei.“

Kriegszeitstizze von Eugen Langen.

„Sie kam von einem Lantensbesuch. Und gerade, wie sie die Straße kreuzte, fiel ihr ein: sie könnte noch rasch mal hinüber in die „Rose“ gehen, ihre Schulfreundin Friedel Wiedemann besuchen.“

Friedel stand just in der Tür, umlacht vom jungen Maisonnehchen, und lachte mit dem Sonnenschein um die Wette, als sie ihre Freundin Dorothea sah, die sie wie alle nur Dea nannte.

„Dea — Gott — is ja reizend, daß du endlich mal kommst! Läßt dich ja so selten sehen?“

Dea Döbler sah trübe in Friedels pitant-feines Brünnettschwarz mit der Schmiedelstizze.

„Der Ernst dieser Zeit läßt einen selbst die Besuchsgedanken vergessen. Seit mein Bruder gefallen ist —“

„Ja, ja“, meinte Friedel mitfühlend und nahm der Freundin Hand. „Komme — setz dich.“

Dea Döbler nahm im Samstuhle am Schaufenster Platz. Durch die gemauerte Gardine konnte man gut die Straße übersehen, ohne selbst gesehen zu werden. . . .

Herzlich plauderten die Freundinnen. . . . Dann traten zwei Feldgrauen ein — junge Menschen, die ehedem Stammgäste in der „Rose“ gewesen waren, und die nun — als Verwundete in Berlin weilend — ihren ersten Genesungsausgang benützend, die algenobohnte, liebe Stätte besuchten.

Friedel Wiedemann, die Wirtsdochter, erhob sich sofort und betam einen hochrotten Kopf. . . . Der eine, ganz schlankes Feldgrau, der Fritz Zachow, betam ebenfalls eine glühende Rote über sein wirklich hübsches, teatroschliches Gesicht.

Dea Döbler lächelte melancholisch in sich hinein.

„Rein Rose, kein Rette kann blühen so schön, Als wenn zwei verliebte Herzen beieinander tun sehn.“

„jungen Arzt auf Ehre und Gewissen gefragt, wie lange ich noch zu leben habe. . . . Zwei Jahre höchstens noch!“

Dea wurde schneelbleich und erregt; sie fühlte ein nie gekanntes Gefühl jäh in sich aufwallen.

„Das? Das hat Ihnen ein Arzt gesagt? So brutal ins Gesicht? Der — wird nie ein Wohlthäter der Menschheit!“

Herbert sah sie unverwandt an. Wie schön war dieses ovale, feinzügelige Gesicht, die Augen unter den langen Wimpern wie aus goldbraunem Samt geschneitten. Die dunklen Zöpfe hatte sie schlicht und deutsch-poetisch in dichtem Kranz um den Kopf geschlungen. Dieser Kopf war ihm schon damals an jenem Abend mit Meißners und Weights aufgefunden und unvergänglich geblieben, damals — als seine Braut noch neben ihm saß. Das bittere, trampende Gefühl, das er überwunden wühlte, quoll nun doch wieder in ihm hoch. . . .

Dea aber sprach mit einem verhaltenen heißen Klang in der Stimme weiter: „Sie müssen einen alten Professor fragen, den ich kenne; der wird Ihnen gewiß sagen, was ich Ihnen sage: Es kommt doch ganz darauf an, wie Sie leben, in gesunder Luft mit gesunder Nahrung! Dann verheilt die Wunde völlig.“

Wieder das wehmütige Kopfschütteln Herberts. „Ach — das ist nun egal. Ich muß ja doch nun einsam bleiben. Meine Braut, an der ich so hing, hat mir auf die Auslage des Arztes hin den Ring zurückgegeben.“

Schlug ein Blick blendend vor ihr nieder? Auelte eine Granate über ihre Häupter hin? Dea sank in erstickendem Entsetzen in ihren Stuhl zurück und stierte wie entsezt den blonden Menschen an. . . .

Aus dem Hintergrund der „Rose“ kam Musik. Friedel Wiedemann hatte sich ans Klavier gesetzt, flankiert von den beiden Feldgrauen.

Reinons „Prinzchenlied“ spielte sie. „Ich bitt euch, schent's mir was!“

Dea atmete tief auf. „Das — das tat ein deutsches Mädchen? Das konnte sie tun in so erster, großer Zeit? O pfui — die Feige, Erbärmliche! Ich schäme mich für jene! Freilich — Sie können schließlich Gott danken, daß Ihnen noch zurzeit die Augen geöffnet wurden! Ueber den Unwert jener!“

„Ja — ich trauere ihr auch nicht mehr nach, aber — er und er nahm aus der Westentasche einen goldenen Ring und ließ ihn auf den Tisch klirren. . . .

Da lag es — das Symbol der Treue, und der schwache Sonnenschein, der durch die Gardine fiel, glitt weg von diesem Ring. . . .

Dea konnte den Blick nicht losreißen von dem blonden Kopf. Mein Gott — wie tat ihr dieser Mensch leid, namentlich, unendlich leid. Wie einen Gedankengang zu Ende spinnend, sagte Herbert verlorenen Blicks: „Kann mir ja auch niemand einen Stuß mehr geben!“ . . . Er führte das Bierglas an den Mund, trank einen tiefen Zug und stellte das Glas wieder nieder. Da griff sie darnach, jäh und rasch — ehe er sich's versah — und trant, trant von derselben Stelle, an der eben seine Lippen gerührt. . . .

„Dea!“ rief er — ungläubig — noch ohne rechten Begriff, Erschüttert, wortlos bog sie das Haupt ihm näher.

„Dea! Und wenn ich wirklich nur noch zwei Jahre lebe? —“

„Da sprach sie voll echter, weißtiefster Innigkeit: „Dann sind es zwei Jahre des Glücks — zweimal dreihundert- undfünfundsiebzig Tage!“

Ergriffen — mit plötzlich metallisch ausglänzenden Augen — legte er den linken Arm um ihre Schulter, und sie schmiegte das Haupt herüber, innig an ihn. . . .

„Dein, Dea, so wie ich bin — dein bis zum letzten Atemzug!“

„Und ich dein, Herbert — für ewig — ich liebe dich!“

— Kleines Gespräch. „Diese Landstrassen hier in Bolen haben faßhafte Wechlichkeit mit den russischen Siegesmeldungen“, sagte Hindenburg zu seinem Generalsstabschef. „Wie?“ fragte dieser erstaunt. „Weil sie eben so grundlos sind“, lachte der Feldmarschall, indem er seine Stiefel aus dem Schlamme zog.

— Kein Streber. Bureauvorstand: „Jetzt, wo es so viel zu tun gibt. . . da wollen Sie Urlaub haben?“

Beamter: „Na, da macht es einem doch gerade das meiste Vergnügen!“

— Verdächtig. Polizist (zum Kollegen): „Der Schloffer Herbl muß wieder was am Gewissen haben. . . ich hab' ihm erwünscht, wie er unserm Polizeihund eine Wurst zustecken wollte!“